

Februar 1941 - Mai 1944

Reichsarbeitsdienst

Am Vormittag des grauverhangenen 5. Februar 1941 versammelten sich mehrere Dutzend junge Männer des Jahrgangs 1922 mit Gepäck und einigen Angehörigen in Frankfurt/Main vor dem Südbahnhof in Sachsenhausen. Ich wurde von meiner Mutter begleitet, Vater konnte sich nicht freinehmen. Wir alle hatten Einberufungsbefehle zum Reichsarbeitsdienst erhalten und harrten nun auf dem Bahnhofsvorplatz der Dinge, die auf uns zukommen sollten. Es bildeten sich schnell Grüppchen, man unterhielt sich, und plötzlich tauchten uniformierte Arbeitsdienstleute auf, deren graubräunliche Bekleidung eher Ähnlichkeit mit der des technischen Notdienstes hatte. Besonders militärisch schaute sie jedenfalls nicht aus.

Wir wurden mit schrillen Trillerpfeifen um absolute Aufmerksamkeit gebeten. Dann wurden wir angewiesen, unser Gepäck zu nehmen und den Uniformierten auf den Bahnsteig zu folgen. Dort wurden wir innerhalb kürzester Zeit in bereitstehende, alte, hölzerne Dritte-Klasse-Waggons der Deutschen Reichsbahn verladen. Zum Abschiednehmen blieb wenig Zeit. Unser Fahrtziel war, wie alles in Kriegszeiten, geheim.

Der Zug setzte sich nach Westen in Bewegung. Der Frankreich-Feldzug war gewonnen – eigentlich konnte nichts schiefgehen. Im Gegenteil, die Begeisterung war groß, der Wiederaufbau in den besetzten französischen Gebieten lief auf vollen Touren. Der Reichsarbeitsdienst, als Ersatzarmee gedacht, übernahm diese Aufgabe. Tausende junge Deutsche wurden aus ihren Lehr- und Arbeitsverhältnissen herausgerissen, um Dienst fürs Vaterland zu leisten und damit weitere Waffengänge vorzubereiten. Um nicht im Gefängnis zu landen, hielt ich den Mund. Obwohl mein Vater schon damals der Meinung war, dass der Krieg verloren gehen würde.

Noch in den Abendstunden des ersten Tages erreichten wir den kleinen Bahnhof einer uns noch unbekanntem Stadt. Nach der Entladung machten wir unter Anleitung der uniformierten Herren einen Fußmarsch in die Quartiere, der partout nicht enden wollte. Unser Ziel war, wie wir am nächsten Tag erfuhren, die ehemalige französische Oberschule der Stadt Diedenhofen (Thionville) an der Mosel in Lothringen. Die Schule wurde nach der Besetzung durch die deutsche Wehrmacht dem Reichsarbeitsdienst zugewiesen und leidlich renoviert. Wir waren die ersten Nutzer. Bereits die Einkleidung und die Einteilung war von unendlich vielen Maßregeln und Anweisungen begleitet.

Der wichtigste Teil der Schule war der übergroße Hof, wo zwei Tage später der Drill seinen Anfang nahm. Statt der Gewehre hatten wir Spaten. In Friedenszeiten symbolisiert der Spaten das Werkzeug zur Bearbeitung der Scholle. Damals markierte er den Übergang zur Waffe.

Die größte Gruppe des Arbeitsdienstes bildeten die Arbeitsmänner, zu denen auch ich gehörte. Innerhalb der ersten sechs Monate konnte man höchstens zum Vormann befördert werden, es sei denn, man verpflichtete sich weiter. Von den Kameraden, die ich kannte, blieb keiner beim Reichsarbeitsdienst. Und später wurden ohnehin alle zur Wehrmacht eingezogen.

In Aktion traten nun die Herren Truppführer Heinrich und Obertruppführer Pick. In den nächsten vier Wochen machten wir reichlich Bekanntschaft mit dem Kasernenhofboden – „Sprung auf, marsch, marsch“ und zurück in den Dreck. Picks Masche war es, auf den Knien rutschen und den Spaten in Vorhalt nehmen zu lassen. Unter der Oberaufsicht von Unterfeldmeister Kirchner, Feldmeister Schweitzer, Oberfeldmeister Langen und schließlich Oberstfeldmeister Klein konnten uns Heinrich und Pick ausgiebig schikanieren und demütigen. Wehren konnten

wir uns nicht und es blieb nur die Hoffnung auf ein baldiges Ende. Dieser Dienst dauerte etwa sechs Wochen.

Erwähnt sei noch Verwaltungschef Vetter, zuständig auch für Küche und Verpflegung. Der kleine, aufgedunsene Wicht im Range eines Leutnants war immer auf Trapp und generell nur für den Herrn Oberstfeldmeister und sonst für niemanden zu sprechen. Sein besonderes Anliegen war die Kontrolle von Küche, Speisekammer und der Lebensmittelvorräte und das Wichtigste für ihn war reichliches, gutes Essen und Trinken, wie er es in der Offiziersmesse bekam und was ausschlaggebend für seine Friedfertigkeit war.

Nach der Grundausbildung begannen wir umfangreiche Erdarbeiten für den Bau von Bunkern und unterirdischen Lagern, strategisch wichtigen Einrichtungen der Wehrmacht, außerhalb des Ortes Diedenhofen. Andere Kameraden wurden zur Bergung abgeschossener deutscher und feindlicher Flugzeuge abkommandiert. Man fragte mich nach meinem erlernten Beruf und schickte mich zum Dienst in die Schreibstube. Hier war das Leben einigermaßen erträglich und ich wurde sehr darum beneidet, obwohl ich weder von der Verpflegung her, die keineswegs hervorragend war, noch finanziell irgendwelche Vorteile hatte. Unser kärglicher Sold war schnell ausgegeben, entweder durch zusätzliches Essen oder beim Spiel. So mussten die Eltern einiges Geld nachschießen, damit ich wenigstens an den seltenen freien Tagen mit den Kameraden in die Bistros der Stadt gehen konnte. Meistens jedoch waren wir durch die nächtlichen Fliegeralarme, die uns in den Kellern festhielten, ziemlich kaputt. Das war die Zeit, in der Reichsmarschall Hermann Göring großspurig verkündete: „Ich will Meier heißen, wenn jemals ein feindliches Flugzeug die Luftsperrzone West überfliegt“. Diese Zone wurde später von Tausenden von feindlichen Bombern und Jagdflugzeugen passiert – das Volk munkelte und mein Vater sagte, dass Göring jetzt Obermeier heiße.